

[Nachdruck verboten.]

42]

Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Mexö. Uebersetzt von Mathilde Mann.

„Hier ist es im Grunde hübsch,“ sagte Brun. „Sieh, wie schön sich die Stadt mit ihren Türmen ausnimmt, man muß nur nicht da unten wohnen. Ueber nacht als das Kind dasag und mit seinem Guster kämpfte, dachte ich darüber nach, die Arbeiter bekommen im Grunde keinen Anteil an der Sonne! Auch die nicht, die sonst ganz gut gestellt sind. Und da wandelte mich die Lust an, hier auf dem Hügelkam Wohnungen für unsere Leute zu bauen, zu beiden Seiten der „Morgensdämmerung“. Die Leute der neuen Zeit sollten im Grunde höher und heller wohnen als andere. Ich habe mir gedacht, die Sache so zu ordnen, daß ich vorläufig für die Grundstücke hafte, und daß der Betrieb sie dann allmählich aus seinem Ueberschuß einlöste. Das ist reichlich so praktisch, als den Ueberschuß unter die Arbeiter zu verteilen, dadurch schaffen wir Werte für unser Unternehmen. Apropos, Ueberschuß, Du hast gut gearbeitet, Pelle! Ich habe mir über nacht einen Ueberblick verschafft, es werden in diesem Jahr schon zehntausend Kronen. Nun, um aber auf das zurückzukommen, worüber wir sprachen: Die Prioritätsanleihen pflegen die Kosten der Bebauung zu decken, und wenn sie nach einer Reihe von Jahren amortisiert sind, dann steht das Ganze unbelastet da.“

„Wem soll es denn gehören?“ fragte Pelle. Er kante im Gehen an einem Grassalm und setzte die Beine vorsichtig vorwärts wie ein Bauer, der auf umgepflügter Erde geht.

„Der Genossenschaft! Es muß so geordnet werden, daß die Häuser nicht übertragen und mit keinen neuen Hypotheken belastet werden können. Unserem Genossenschaftsbetrieb darf keine Form von Spekulation anhaften, dadurch wird das Gebiet des Kapitals begrenzt. Das Ganze muß auf sich selbst beruhen und muß den Einzelbesitz innerhalb seines Rahmens aufheben können. Du siehst, es ist Deine eigene Idee von einem Staat im Staat, auf der ich weiter baue! Bisher ist es noch nicht leicht, eine juristische Form zu finden, unter der das Ganze auf sich selbst beruhen kann. Aber vorläufig leiten Du und ich es und Worten, wenn er mittun will. Ich denke mir, er kehrt mit frischen Kräften heim!“

„Und wann soll dieser Plan verwirklicht werden? Schon in absehbarer Zukunft?“

„Schon jetzt in diesem Winter, hatte ich gedacht. Dadurch wirken wir ja auch etwas gegen die große Arbeitslosigkeit. Dreißig Häuser — das ist doch immer ein Anfang. Und dahinter liegt ja die ganze Welt, Pelle!“

„Wollen Sie die Benutzung der Wohnungen obligatorisch für die Arbeiter machen?“

„Ja, die Genossenschaft verpflichtet. Man kann nicht halb außerhalb und halb innerhalb sein! Nun, wie denkst Du denn darüber?“

„Es ist ein starker Plan!“ sagte Pelle. „Wir erbauen unsere eigene Stadt hier auf den Bergen!“

Das Antlitz des Alten leuchtete vor Freude. „Es ist doch auch ein wenig Gutes an mir, wie? In meinen Adern fließt altes Geschäftsblut. Meine Vorfahren haben sich eine Welt zusammengezimmert, warum sollte ich geringer sein als sie? Ich sollte nur jünger sein, Pelle!“

Sie gingen rund um den Hügel herum und kamen von der anderen Seite zu dem Gehöft. „Das Ganze wäre im Grunde gar nicht zu groß, wenn wir Platz haben wollen, um uns auszudehnen,“ sagte Pelle, der nicht bange war, weit auszulangen, wenn es sich um einen großen Plan handelte.

„Ich habe eben gerade denselben Gedanken gehabt,“ erwiderte Brun. „Wie groß ist das hier, ein paar hundert Tonnen Land? Da wird ungefähr für tausend Familien Platz sein, wenn jede ein ordentliches Fleckchen Erde haben soll.“

Und dann gingen sie hinein und erstanden das Ganze für eine Viertelmillion.

„Aber Ellen, wie finden wir uns mit der ab?“ rief Pelle aus, als sie sich auf dem Heimwege befanden.

„Ja, das ist auch wahr! In ihrem Auftrag sind wir

hierher gegangen, und nun habent wir selbst das Geschäft gemacht. Nun sie wird sich schon darin finden, wenn sie erst hört, um was es sich handelt.“

„Dessen bin ich denn doch nicht so sicher,“ sagte Pelle lachend. „Vielleicht wenn Sie sich mit ihr einigen können.“

„Nun, habt Ihr das Haus bekommen?“ fragte Ellen; sie stand in der Tür und empfing sie.

„Ja, wir haben viel mehr als das bekommen,“ sagte Brun flott. „Wir haben den ganzen Krempel gekauft.“

„Ist das Euer Ernst, Pelle?“

Er nickte.

„Und wie wird es denn mit meinem Haus?“ fragte sie langsam.

„Ja, das haben wir zusammen mit all dem anderen gekauft,“ sagte Brun. „Aber das kann übrigens leicht abgeteilt werden; es nur ein wenig früh, aus der Genossenschaft ein Stück herauszuschneiden, ehe sie noch etabliert ist!“ Er sah eine Weile da und wartete darauf, daß Ellen etwas sagen sollte. Als sie hartnäckig schwieg, fuhr er ein wenig kurzangebunden fort:

„Nun ja, dann ist nichts mehr über die Sache zu sagen! Recht soll Recht bleiben, morgen werde ich die nötigen Anstalten treffen, daß das Haus auf Ihren Namen geschrieben wird. Dann müssen wir ja die ganze Geschichte aufgeben, Pelle. Wir können doch nicht zugeben, daß der Mann, der für das Ganze einsteht, auf seinem privaten Grund und Boden wohnt. Damit ist der Plan zu Wasser geworden!“

„Falls sich nicht Ellen und ich jeder in seinem Hause einrichten,“ sagte Pelle verschmigt. „Ich kann ja gleich jenseits der Grenzscheide bauen, dann können wir einander doch zunichte.“

Ellen sah ihn ernsthaft an. „Ich finde nur, es ist ein wenig sonderbar, daß man über meine Angelegenheiten bestimmt, ohne mich zuvor zu fragen,“ sagte sie endlich.

„Ja, das war auch rücksichtslos von uns,“ sagte Brun; „wir hoffen, daß Sie einen Strich dadurch machen werden. Sie verzichten also auf das Haus?“

„Dazu bin ich ja gezwungen, wenn Pelle damit droht, von mir zu ziehen,“ entgegnete Ellen lächelnd. „Aber leid tut es mir; ich bin überzeugt, es wäre mit der Zeit Geld damit zu verdienen gewesen.“

„Es würde wirklich amüßant werden, wenn die Frauen in unsere verlassenen Schneckenhäuser einziehen wollten,“ sagte Brun halb im Ernst.

„Ellen ist immer ein unverbesserlicher Kapitalist gewesen,“ warf Pelle ein.

„Ich habe noch nie so viel Geld gehabt, daß ich nicht wissen sollte, was es wert ist,“ erwiderte Ellen schlagfertig.

Der alte Brun lachte. „Das war wohl auf Herrn Brun gemünzt,“ sagte er. „Aber da Sie so viel Mut zu Boden-spekulationen haben, Frau Ellen, so will ich Ihnen einen Vorschlag machen: Zu dem Areal, das wir gekauft haben, gehört ein Stückchen Wiese, das halbwegs nach der Stadt zu liegt am Moor; das bekommen Sie als Abfindung. Es ist augenblicklich nicht viel wert und muß aufgefüllt werden, um überhaupt einen Wert zu erlangen. Aber es wird wohl nicht lange währen, bis die Stadt da draußen ist und Platz fordert.“

Dagegen hatte Ellen nichts einzuwenden. „Aber dann will ich auch selbst über das verfügen dürfen, was dabei herauskommt,“ sagte sie.

29.

Die Sonne hielt tapfer aus in diesem Jahr. Ganz bis in den September hinein gingen noch Ueberreste vom Sommer her in der Luft. Jedesmal, wenn das schlechte Wetter kam, sagte Ellen: „Aber jetzt kriegen wir doch sicher Winter!“ Aber die Sonne schlug ihn noch einmal aus dem Felde; sie ging ganz niedrig im Süden unter und quakte in die ganze Stube hinein, als wolle sie alle Wilder zählen.

Die große gelbe Gloire de Dijon fuhr fort zu blühen: jeden Tag kam Ellen mit einem großen, schweren Strauß aus Rosen und blutfarbigem Laub nach Hause. Sie ging selber schwer; die frühe Kälte biß sie in die Nase, die immer spitzer wurde, und färbte die Wangen rot. Eines Tages kam sie und hielt Pelle einen großen Strauß hin. „Wieviel Geld bekommen ich, um Weihnachten dafür zu feiern?“ fragte sie.

Ja, wahrhaftig, das Jahr war bald herum!

Nach Neujahr wurde es allen Ernstes Winter. Er kam mit viel Schnee und Kälte und machte es zu einer beschwerlichen Sache, die Verbindung mit der Außenwelt aufrechtzuerhalten, um so eng geschlossen man sich innerhalb der vier Wände aneinander an. Anna war jetzt eigentlich schulpflichtig, aber sie litt sehr unter der Kälte und war überhaupt nicht sehr stark; Belle und Ellen wagten nicht, sie den langen Wattouren durch den Schnee auszuweichen und unterrichteten sie selbst.

Ellen war ein wenig träge im Gehen geworden und kam jetzt selten in die Stadt; die beiden Männer besorgten des Abends auf dem Heimwege die Einkäufe. Es war eine tote Zeit: man arbeitete nicht bei Licht, so daß sie früh nach Hause kamen. Ellen hatte das Mittagessen auf fünf Uhr angefertigt, so daß sie alle zusammen essen konnten. Nach Tisch ging Herr Brun in der Regel hinaus, um noch einige Stunden zu arbeiten. Er war eifrig damit beschäftigt, Pläne zur Bebauung des Hügelhofgrundstücks auszuarbeiten und gönnte sich keine Ruhe. Belles Ideenreichtum und seine Energie wirkten ansteckend auf ihn, so daß die Pläne wuchsen und einen immer größeren Umfang annahmen; er nahm keine Rücksicht auf seinen zarten Körper, sondern stand früh auf und mühte sich den ganzen Tag mit Genossenschaftsangelegenheiten ab. Es war, als wolle er mit Belles Jugend wetteifern, als schwebte er in beständiger Angst, daß irgend etwas hinterwärts kommen und das Ganze unterbrechen könne.

Die ganze übrige Familie versammelte sich um die Lampe; ein jeder mit dem Seinen beschäftigt. Svend Trosts Spieltisch war aufgeklappt, und er saß da und hämmerte unverdrossen mit seiner kleinen hölzernen Keule auf einem Stück Zeug herum, das Ellen hingelegt hatte, damit er keine Stellen in den Tisch schlagen sollte. Er war ein solider Bursche, das Fett in den Armen bildete Kringle bis über die kleinen Hände hinaus; die Runzeln in der Stirn standen ihm so drollig, wenn man nicht gerade daran dachte, daß er seiner Mutter das Leben gekostet hatte. Es sah so aus, als wisse er das selbst, so ernsthaft war er. Er durfte noch ein wenig aufbleiben, um mit ihnen im Kreis zu sitzen; um sechs Uhr kam er zu Bett.

Rasse Fredrik zeichnete gern, wenn er mit seinen Schülern fertig war. Er hatte Anlage dafür, und Belle sah staunend sein eigenes Talent, das ihm nie etwas anderes als Buchthaus eingebracht hatte, bei dem Jungen in verbesserter Gestalt wiederersehen. Er lehrte ihn das Verfahren und nahm selbst nach langer Zeit wieder einen Bleistift zur Hand. Aber seine eigentliche Beschäftigung bestand darin, die Kleine zu unterrichten und ihr von alledem zu erzählen, was sich ereignen konnte. Schwester hörte namentlich gern von Tieren, und Belle hatte einen Reichtum an Erinnerungen aus seiner Ruhhirtenteit, aus der er schöpfen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Glück im Unglück.

Von M. Dorek h.

Nein, Fedor Kotschargin gehörte keineswegs zu dem Geschlecht der hochbeinigen Dummköpfe, zu den man ihn gestempelt hatte. Möge der Leser selber urteilen.

Aus dem Gefängnis hatte man ihn in einem geschlossenen Wagen zum Verhör gebracht und vorläufig in ein kleines Zimmer mit einem undurchsichtigen Fenster gesperrt.

Während der arme Häftling wartete und ungeduldig seinen Käfig durchquerte, dachte er angestrengt über etwas nach, wobei hin und wieder ein Lächeln über seine Züge glitt. Als man ihn nach einer Stunde in ein geräumiges, helles Zimmer führte, in dem ein Gendarmerierittmeister an einem Tisch saß, verbeugte er sich mit scheinbarer Demut und Feigheit bis zur Erde.

„Sind Sie Kotschargin?“ fragte ziemlich höflich der Rittmeister, ohne sein Opfer eines Blickes zu würdigen.

„Natürlich, Euer Hochwohlgeboren!“

„Setzen Sie sich!“

Das Opfer nahm dem Rittmeister gegenüber Platz, legte die Hosenfellmäntel mit den Ohrenklappen auf die Knie und richtete seinen stehenden, gebrochenen Blick auf seinen Peiniger.

„Also... hm... Sie haben mir auf einige kleine Fragen Antwort zu geben. Verstehen Sie zu schreiben?“

„Ein wenig verstehe ich es, Euer Hochwohlgeboren.“

„Können Sie Ihre Aussagen zu Protokoll bringen?“

„Nein, nein, Eure Excellenz. Seien Sie schon wie ein Vater zu mir, schreiben Sie selber; ich sage Ihnen schon alles offen heraus...“

„Hm... na, schön.“

Der Rittmeister lächelte herablassend, und es war schwer zu erkennen, was ihm mehr schmeichelte: daß sein Opfer ihn Erzellenz angeredet hatte, oder daß es allem Anscheine nach bereit war, ein offenes Geständnis abzulegen. Er rückte den vor ihm liegenden Bogen näher zu sich heran und touchte die Feder in das Tintenfaß.

„Wissen Sie, daß Sie eines schweren Verbrechens angeklagt sind, das Ihnen teuer zu stehen kommen kann, wenn Sie nicht offenerzig mit mir reden wollen? Sie werden, mein Lieber, angeklagt, einer geheimen Verbindung anzuhören! Na—ja... Erkennen Sie sich dessen schuldig?“

„Ja?! Eines Verbrechens?! Kotschargin's schlaue Neuglein drückten zuerst grenzenlosen Schrecken, dann endloses Erstaunen aus. Endlich aber bligte ein Funke von Verständnis in ihnen auf, und er rief mit einem Ausdruck, als hätte er Amerika entdeckt, aus:

„He—he... Das also hat sie eronnen! Das ist ihr Werk! Glauben Sie nicht, Euer Wohlgeboren, diesem elenden Frauenzimmer! Sie hat sich nur herausreden wollen und hat mich deshalb angeschwärzt. Gott ist mein Zeuge, Eure Excellenz, ich habe nie in meinem Leben ein geheimes Verhältnis gehabt... nicht einmal vor der Hochzeit...“

Jetzt war die Reihe an dem Rittmeister, den Gefangenen verständnislos anzustarren. Er unterbrach ihn zornig, indem er unvermittelt auf das Du überging:

„Was schwätzt Du für'n Unsinn! Ich frage Dich nicht darum, hast Du irgend einer Partei angehört?“

„Einer Partei? Aber natürlich! Anders geht es ja gar nicht! Bei uns auf der Fabrik arbeiten alle partienweise, in jeder Abteilung eine Partei. Zuerst war ich in der Abteilung von Ivan Matrejtisch. Ein prächtiger Mensch, Gott schenke ihm Gesundheit! Strafen schreibt er nur selten auf, und in seinem Benehmen ist er so rücksichtslos. Alles war gut, bis dieses verfluchte Weib vor Weihnachten mir das Messer an die Kehle setzte: Geh' in die Abteilung von Semjon Jegoritsch über. Der, sieh mal, läßt bis zehn Uhr Lieberstunden machen, inzwischen hat sie sich mit ihrem Liebhaber herumgetrieben...“

„Versteht Du denn gar nicht, was man Dir sagt? Ich frage Dich deutlich, ob Du in einer Partei...“

Der rauhe Ton des Rittmeisters übte indessen auf den Angeschuldigten nicht die geringste besänftigende Wirkung aus. Kotschargin ging vom Tone eines beleidigten Erzählers zu einem wehklagenden Getöse über:

„Euer Wohlgeboren, wie sollte ich denn nicht? Aus unserer Partei hat mir ja noch der Werkführer geraten, in die Detektivpolizei zu gehen. Seien Sie wie ein Vater, wie ein Wohlthäter zu mir! Helfen Sie mir, sie zu finden! Eine ganze Woche habe ich sie gesucht, ich habe die Nächte nicht geschlafen, nirgend in der ganzen Stadt habe ich die Elende finden können. Nicht genug, daß sie mir davongelaufen ist, sie hat auch meinen ganzen Wäschevorrat mitgenommen... Gott ist mein Zeuge, ich habe nicht einmal ein Hemd zum Wechseln... Gestern hat man mich in die Wadestube geführt, da habe ich ein Arretantenhemd anziehen müssen, sehen Sie...“ Mit diesen Worten zerrten Kotschargin's grobe Finger an dem Kragen des grauen Hemdes, das unter seinem Rock zum Vorschein kam. „Dann hat mir das Weib noch 75 Rubel aus der Kommode mitgenommen. Ich kann ihr aber trotz alledem nicht böse sein. Ist sie auch eine Schelmin, sie bleibt aber doch meine Frau; sechs Jahre habe ich mit ihr zusammen gelebt. Helfen Sie mir, seien Sie wie ein Vater zu mir...“

Die Rollen hatten sich vollkommen vertauscht. Das Opfer war zum Henker und der Henker zum Opfer geworden.

Ohne ein Wort hervorbringen zu können, wischte sich der Rittmeister den Schweiß von der Stirne, der in großen Tropfen hervorperlte und auf das Protokoll niederfiel. Er rang offenbar nach Worten, um den erbarmungslos fließenden Strom aus dem Munde des Häftlings aufzuhalten und den Dummkopf vorschriftsmäßig an seiner Angel aufzuspicken.

„Na ja, das hat alles nichts damit zu tun... es handelt sich ja um was anderes... Werden Sie endlich den Mund halten?... Also, mein Lieber, man hat Sie gesehen, wie Sie Orte aufgesucht haben, wo gefährliche Leute wohnen. Verstehen Sie mich: Leute, die als gefährliche Staatsverbrecher gelten!“

Der weiche, balsamische Ton des Rittmeisters milderte schließlich den rauhen Haß des Arbeiters. Er wurde folgsam wie ein gezüchtigtes Kind.

„Gott mag wissen, Eure Excellenz, wo hier die Verbrecher sind, und wo die Gerechten; ich bin ja die ganze Woche wie im Rebel herumgegangen; das Herz hat sie mir aus der Brust gerissen, das schlechte Weib. Zehnmal bin ich bei allen Bekannten gewesen— nirgends fand ich sie; auch in der Detektivpolizei war ich, das wissen Sie ja wohl. Seien Sie wie ein Wohlthäter zu mir, Euer Wohlgeboren. Ich will ja nicht viel, wenn ich nur meine Wäsche und das Geld zurückbekomme.“

„Bui Teufel!“ schrie der Rittmeister, indem er sich erschöpft die Stirne rieb. „Hier ist nicht die Detektivpolizei— hier ist die politische Abteilung! Sagen Sie mir lieber: Sind Sie oft in der S...“ strafe 8 gewesen? Wissen Sie, daß dort eine gefährliche Person wohnt?“

„Nicht möglich! Sollte das die Wahrsagerin sein, die ich dort besucht habe? Ich bin wohl an die zehn Mal bei ihr gewesen. Euer Wohlgeboren, wozu soll ich das verheimlichen? Sie hat mir

nach den Karten und nach der Handfläche prophezeit — sie wird sich wieder einfänden hat sie mir in einem fort gesagt. Ein edler König, sagt sie, sorgt dafür, einer aus einem staatlichen Hause. Euer Wohlgeboren, das sind Sie offenbar! Tun Sie mir diesen Liebesdienst!

Den Rittmeister übermannte hier die Wut und er schrie mit heiserer Stimme:

„Na und weshalb haben Dich alle möglichen Leute in Deiner Wohnung besucht, he? Willst Du etwa leugnen?! Da war zum Beispiel Gregor Rosjakow, ein bekannter Revolutionär, ein solcher Vogel, daß wir schon für die Bekanntschaft mit ihm Leute auf die Katorga (Zwangsarbeit und schweren Kerker) schickten! Na, sprich, was Du von ihm und seinen Komplizen weißt, die im Untersuchungsgefängnis sitzen! Du leugnest? Nein, sprich! Man hat gesehen, wie er nicht nur einmal Deine Wohnung betrat.“

Rotsharigin, der an den Ohrenklappen seiner Hasenfellmütze zupfte, starrte den Rittmeister erstaunt an.

„Eure Erzellenz, wozu soll ich leugnen? Sagen Sie gnädigst: Wie sah er aus?“

„Als wüßtest Du es selber nicht?! Mittelgroß, mit einer grauen Pelzmütze.“

Bei diesen Worten sprang der Häfling wie von einem Peitschenschlag getroffen auf, während seine Mütze zu Boden fiel und dem Rittmeister vor die Füße rollte.

„Mit einer grauen Pelzmütze, sagen Sie?! Und wela einen Schnurrbart trug er?“

„Einen blonden, nach oben gedreht! Aha, na, sprich. Die Katorga...“

Der Rittmeister vermochte seine Drohung nicht zu vollenden. Rotsharigin glühte im ganzen Gesicht, flammende Wortesentzündungen, wie einem heißen Sprudel seinem Munde:

„Das ist er! So hat man ihn mir auch geschildert! Ein Blonder, mit einer grauen Pelzmütze! Dieser Lump! Also hier ist er jetzt?! Ist ihm ganz recht! Eure Erzellenz! Geben Sie ihn mir in die Hand! Er ist es, der mit meiner Frau durchgebrannt ist. Ich schlage ihn hier nieder, den Hund, wenn Euer Gnaden mir erlauben. Er wird dann wissen, wie fremde Frauen...“

„Dummlopf!“ heulte plötzlich der Rittmeister auf, indem er wütend mit den Füßen strampelte. „Dummlopf! mach, daß Du fortkommst! Fort! Fort!“

Er stieß Rotsharigin's Hasenfellmütze mit dem Fuße fort und stürzte wie ein Besessener zur elektrischen Klingel.

Im Nu erschienen zwei dienende Geister.

„Zu Befehl!“

„Jagt diesen Dummlopf hinaus! Gebt es ihm gut! Die Treppe hinunter!“

Selbst nachdem die beiden Spigel den überraschten Häfling die Treppe herabgezerrt und ihn im Verein mit dem robusten Hansdiener auf die Straße hinausgestoßen hatten, vermochte der Rittmeister noch eine ganze Weile nicht zu sich zu kommen. Er wuschte sich den Schweiß vom Gesicht und wiederholte in einem fort:

„Dieser hochbeinige Dummlopf! Dieser Dummlopf! Wie Gott nur einen solchen Dummlopf erschaffen konnte!“

Nach einer halben Stunde wanderte Rotsharigin, der noch nicht einmal sein Arrestantenhemd ausgezogen hatte, stolzen Schrittes und lustig vor sich herpfeisend durch die Straßen des am entgegengesetzten Ende der Stadt liegenden Viertels. Er trat in ein Haus und befand sich nach einem Augenblick in einem Zimmer, in dem neben einem Mantel eine graue Pelzmütze am Kleiderständer hing. In der Tür empfing ihn mit freudestrahelndem Gesicht und ausgebreiteten Armen ein Mann mit einem blonden, nach oben gedrehten Schnurrbart.

Nach den ersten Begrüßungsworten schlug Rotsharigin dem Genossen lustig auf die Schulter:

„Na, Grisca, hier hast Du jetzt nichts mehr zu suchen! Mach, daß Du nach dem Auslande fortkommst. Mich hat diesmal meine durchgebrannte Frau gerettet. Wenigstens das verdanke ich ihr.“

(Deutsch von A. Stein.)

Das Jubiläum der Grimmschen Märchen.

1812. — 18. Oktober. — 1912.

Von Dr. Paul Landau.

„Cassel, am 18. Oktober 1812“ — so steht unter der Vorrede des ersten Bandes der „Kinder- und Hausmärchen“, den die Brüder Grimm zum ersten Mal gerade vor 100 Jahren dem kleinen Johannes Freimund, dem Söhnchen Bettimens und Achims von Arnim laut ihrer Widmung auf den Weihnachtstisch legten. Ein kleines Volk der schönsten Poesiegestalten, die seitdem als gute Geister in der deutschen Kinderstube heimisch geworden sind, war mit einem Mal wie aus einer tiefen Verzauberung erlöst; Dornröschen und Rotkäppchen, Hänsel und Gretel, Däumling und Schneewittchen und wie sie alle heißen, die lieben Freunde unserer Jugendtage, die uns Freunde bleiben fürs Leben, sie kamen hervor, fein und lieblich, aus den dunklen Winkeln hinter der Ofenbank, aus den gemüthlichen Ecken in der Spinnstube, wo sie treuer Bauern-

sinn bewahrt, um eine sichere Wohnung zu finden im Herzen der ganzen Nation. Sie sind, wie Wilhelm Scherer so schön gesagt hat, fortan der erste Schimmer der Dichtung, der in die aufwachsenden Kinderseelen fällt.

Wie wenig sich die Brüder Grimm diese einzigartige verklärte Stellung ihrer Sammlung im deutschen Haus träumen ließen, als Wilhelm das Datum vom 18. Oktober unter seine Vorrede setzte, das beweist eben diese Vorrede, die im Märchen bisher einen unbeachteten Teil der großen romantischen Poesie erblickt und diesen leisen Nachklang uralter einheimischer Volksdichtung ertönen will zur besseren Kenntnis ehrwürdiger Vorzeit. Bei ihrem Studium der Mythen und Sagen, besonders der dänischen Volkslieder, die Wilhelm herausgab, waren den beiden „Dioskuren der Germanistik“ Märchenmotive aufgefallen, die sie aus mündlichen Erzählungen schon kannten. Eine Wunderwelt war aufgetan, nicht aus alten Büchern und vergessenen Manuskripten, sondern aus geheimen Quellen des sie umflutenden Lebens, die gleichsam unterirdisch weitertraugten, wie vor Jahrhunderten, freilich erschüttert von einer fremden Oberflächenskultur. Nicht nur wegen ihrer eigenen Lieblichkeit, „die einem jeden, der sie in der Kindheit gehört, eine goldene Lehre und eine heitere Erinnerung daran durchs ganze Leben mit auf den Weg gibt“, verdienen die Märchen unsere Aufmerksamkeit, „sondern auch weil sie zu unserer Nationalpoesie gehören, indem sich nachweisen läßt, daß sie schon mehrere Jahrhunderte unter dem Volke gelebt“ — so heißt es im Vorwort. Erst im zweiten Bande 1815 sprechen sich die Brüder über den Wert der Märchen für die Kinder aus. In der Zwischenzeit hatten sie mit Erläutern gesehen, daß sich die Kleinen der Geschichten als eines ihnen uraltmäßig eigenen Besitzes bemächtigten, und so liebten sie denn freudig und glücklich ihre wissenschaftliche Arbeit ein Kinderbuch, das ideale Volksbuch werden. Wie Jakob und Wilhelm im Kinderfühlen und Kinderwesen lebten und webten, strahlte aus ihren Büchern und Briefen und vielleicht am stärksten aus dem innigen Ton der Märchen hervor. Aber wie hatten sie glauben dürfen, daß dieses Verachtete, mißbrauchte, nur noch in niederen Hütten geduldete Afschenputtel der Poesie nun plötzlich eine so herrliche Aufnahme finden würde?

Die Schicksale unseres deutschen Märchens haben selbst etwas Märchenhaftes. Wohl hatten Renaissance und Reformation die bescheidenen Blumen, die der dichtenden Volkspoesie entsprungen, zu bunten Sträußen gewunden, aber die volksfremden Strömungen des 17. und 18. Jahrhunderts, die einem künstlichen Ideal, einer Herrschaft des Verstandes nachstrebten, spülten diese gar nicht modischen Buketts achlos beiseite. So schlummerte das Märchen den Dornröschen schlaf; höchstens daß sich einmal ein Barockpoet über solch „nichts-nutziges, unverständiges Zeug“ ereiferte. Und als es dann während des 18. Jahrhunderts wieder auftrat, da war es das alte liebe deutsche Volkskind nicht mehr, sondern eine solette Schöne, nach neuester Mode gekleidet in Keifrod und Vodenfrisur, die französisch parlierte und die zweideutigsten Dinge, die schlimmsten Geistesigkeiten ohne Erröten vorbrachte. Wenn man bedenkt, daß die feinen Objönitäten eines Crébillon und Diderot sich in die Form des Märchens hüllten, daß die schlüpfrigsten Feengeschichten das Entzücken der Salons bildeten, daß ein aufklärerischer, nüchtern wühlender Geist auch in den besseren Erzählungen der Art sein Wesen trieb, dann begreifen wir die völlige Erniedrigung und Verderbnis, in die das Märchen geraten war. Blumen aus Papier ohne natürlichen Duft und Schmelz, künstlich parfümiert und geschmückt, waren es, die ein Wieland oder gar ein Friedrich Schütz aus Dschinnistan und dem Orient heimbrachten. Auch in den Märchenromanellen von Musäus, die hauptsächlich Sagenstoffe behandeln, ohne freilich den durch die Grimms erst festgestellten Unterschied zwischen Märchen und Sage zu ahnen, ist noch ein ganz unnaiver, satirisch spielerischer Ton festgehalten. Erst Herder, der große Enideder aller nationalen Kunst, wies den fremden Nachahmungen gegenüber auf die Schätze hin, die im Busen unseres Volkes noch ungehoben ruhten. In der Wrasche spricht er vom Ideal des Märchens, das in der magischen und moralischen Gewalt des Traumes liegt, und ruft aus: „Eine reine Sammlung von Kindermärchen mit allem Reichtum zauberischer Weltzonen, sowie mit der ganzen Unschuld einer Jugendseele begabt, wäre ein Weihnachtsgeheim für die junge Welt künftiger Generationen.“ Zehn Jahre später war dies Christenangebinde da; aber Herder dachte damals schon lange die kühle Erde.

Herder war mit seinen Anschauungen den ihm so verhassten Romantikern sehr nahe gekommen. Im Märchen sahen die Romantiker einen Höhepunkt der Dichtung. Aber nicht die schlichte wunderbare Erzählung des Volkes, in der uralte mythische Gold aufleuchtete, war es, was sie wollten, sondern eine düstere naturphilosophische Mythologie blinder Götter, wie sie Tiecks, Novalis, Fouqués Märchen darstellten. Kunstgebilde komplizierter Art, subjektive Stimmungen in schwer verständlicher Form boten sie; die Brüder Grimm aber wollten zum ersten Mal nur wiedergeben, was sie im Volke gehört, ohne ausschmückende Willkür; Treue und Wahrheit der Auffassung erhoben sie zum obersten Grundsatz. Viel weniger gemaltes und selbstherrlich gingen sie vor, als in ihrer Volksliederammlung „Des Knaben Wunderhorn“. Brentano und Arnim, denen sie doch so viel Anregung und Aufmunterung verdankten. Die ehrfürchtige Zurückhaltung der Ueberlieferung gegenüber, die sie beim Aufzeichnen der Märchen bewahrten, erwuchs aus dem Glauben, daß diese Reste früherer Dichtung, wie alle Volks-

poeste, ursprünglich vollkommen und unübertrefflich gewesen seien. Nur die mangelhafte Tradition habe mancherlei gestört und verunstaltet, weshalb müsse man möglichst die unverfälschteste Form herzustellen suchen. Sie beugten sich willig mit all ihrer Gelehrsamkeit vor dem schlicht sprechenden Munde des Volkes. „Unsere Zeit“, schreibt Wilhelm 1909, „kam sich in den schwersten Gesetzen bewegen, nur nicht unschuldig und gerade erzählen.“ Das lernten die Brüder aus der Erzählungsweise der einfachsten Leute; das macht ihre Märchen zum klassischen Wert der volkstümlichen Prosa.

Von wem haben Jakob und Wilhelm die uns allen heute so wohlbekannten Geschichten zuerst gehört? Hermann Grimm hat es aus ihrem Handexemplar, wo die Quellen aufgezeichnet waren, festgestellt. Wie es beim rechten Märchen sein muß, sprach nicht nur der Mund der Weisheit und des Alters zu ihnen, sondern auch der der Freundschaft und der Liebe. Von einem Kasseler Nachbarkind, das später seine Frau wurde, von dem blonden Apothekerlehrling in Dortmund sind Wilhelm „im Garten“ Geschichten erzählt worden, wie die unsterblichen von „Hänsel und Gretel“, „Frau Holle“, „Tischlein deck dich“ u. a. Sie und ihre fünf Schwestern waren mit solchen schönen Erzählungen aufgezogen worden von der „Alten Marie“, deren Mann im Kriege gefallen war. Auch von ihr direkt stammen manche Märchen, wie „Kottäppchen“, wemgleich Wilhelm wohl lieber Dorthens roten Lippen lauschen mochte. Dann haben andere befreundete Kasseler Familien beigeizert, die wieder Geschwister und Verwandte auf dem Lande hatten. Die Brentanos und Arnim, eifrige Sammler alles Volkstümlichen, sandten manches, und dazu kam die gelehrte Forschung der Brüder, die eingehende und ausführliche Vergleichen ihrer Stoffe mit der ganzen zugänglichen Erzählungsliteratur der Welt anstellten. Als wichtigste Quelle des zweiten Bandes erscheint endlich die Viehmännin aus Zwehren, die alle „Märchenfrau“, deren sorgfältig zubierte Bild den Titel schmückte. Von ihr erzählt die Vorrede: „Ein guter Zufall war die Bekanntschaft mit einer Bäuerin aus Zwehren, durch welche wir einen ansehnlichen Teil der hier mitgeteilten, darum echt heffischen Märchen, sowie Nachträge zum ersten Bande erhalten haben. Diese Frau, noch rüstig, heißt Viehmännin, blickt hell und scharf aus den Augen und ist wahrseheinlich in ihrer Jugend schön gewesen. Sie bewahrt die alten Sagen fest im Gedächtnis, welche Gabe, sagt sie, nicht jedem verliehen sei. Dabei erzählt sie bedächtig, sicher und mit eigenem Wohlgefallen daran; erst ganz frei, dann, wenn man will, noch einmal langsam, so daß man ihr nachschreiben kann. Manches ist auf diese Weise wörtlich beibehalten.“

Die Brüder haben nun freilich all diese Erzählungen nicht wortwörtlich so wiedergegeben, wie sie sie hörten. Es steht, wie wir heute, besonders durch die neuesten umfassenden Arbeiten des Franzosen Tonnell wissen, ein tüchtiges Stück Philologenarbeit in der endgültigen Gestaltung. Es war eine den feinsten Takt und die zarteste Anempfindung erfordernde Leistung, besonders der sensiblen Anschließbarkeit Wilhelms entsprechend, jede ursprüngliche Eigentümlichkeit und Schönheit zu bewahren, nichts Fremdartiges zuzufügen, die verschiedenen Fassungen einheitlich zusammenzuschweißen und jenen volkstümlichen Duft festzuhalten, der die Märchen nach Jakobs schönem Wort umfließt, „so wie sich die Ferne des Himmels blau anläßt und zarter seiner Staub um Objt und Blumen setzt“. Die Kinder- und Hansmärchen waren das erste gemeinsame Werk der Brüder. Die großen Ideen, viele Beiträge rühren von Jakob her, aber im ganzen sind doch gerade diesem Werk die weichereren, träumerisch zarten Züge Wilhelms aufgeprägt. Die Hauptmasse der beiden Bände wurde von ihm gearbeitet; die Vorreden und der dritte, das reiche wissenschaftliche Material umschließende Band, der die deutsche Märchenforschung begründete, stammen von ihm fast ganz allein. Seit der zweiten Auflage, seit 1819, wurden die Märchen völlig Wilhelms Pflege überlassen; er hat sie bis zur siebenten Auflage (1857) fleißig herausgeputzt, unermüdet vermehrt (um etwa 50 Stück), leise verändert und in der achten naiv-kindlichen Tonart vertieft und befestigt. So erhielten in stetem Weiterwachsen die Märchen jene reine, urdeutsche, zu Herzen gehende Form, in der sie noch so manches Jahrhundert als eines unserer edelsten geistigen Güter die Pflege nationaler Dichtung anregen, treu bewahrt, gelesen und geliebt werden mögen.

Kleines feuilleton.

Bilder von der Insel des Aufstehs. Kreta soll nun endlich nach dem Willen der griechischen Regierung das große Ziel erlangen, dem es seit zweiundneinhalb Jahrhunderten in ewigen Kämpfen und blutigen Aufständen nachstrebt: die Vereinigung mit Griechenland. Seitdem die vielgeliebte Insel in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts von den Venezianern an die Türken abgetreten wurde, haben ihre Bewohner immer wieder versucht, das Joch der Ungläubigen abzuschütteln, haben mit den griechischen Brüdern den Freiheitskampf gegen die Türken gelämpft. Doch eine engherzige Diplomatie gab die Insel 1832 wieder in die Gewalt des Sultans, und seitdem ist diese Stätte ältester griechischer Kultur, auf der die Ausgrabungen eine ungeahnte Wunderwelt der Schönheit entstehen lassen, das Schmerzenskind der europäischen Politik gewesen. Immer wieder empörten sich die der Willkürherrschaft preisgegebenen Kreter, und

1867 schienen sie am Ziel ihres Strebens; eine probatorische Regierung unter Georg I von Griechenland wurde eingesetzt. Aber in der Pariser Konferenz von 1869 mußten die Griechen die Kreter wieder ihrem Schicksal überlassen; von neuem wieder der Halbmond über der Insel, und dasselbe Schauspiel wiederholte sich 1897. Die Oberherrschaft des Sultans blieb, wemgleich die Insel völlige Selbstregierung und einen christlichen Statthalter erlangte. Dies Eiland, um dessen schneebedeckte Gipfel noch altellenische Sagen ihren romantischen Schimmer breiten, dessen paradiesisches Flachland, ein ewig grüner Garten, die Stätte unzähliger Megeleien gewesen ist, ist so, gleich weit entfernt gelegen von drei alten Kulturweltteilen, Europa, Asien und Afrika, stets ein politischer Mittelpunkt geblieben. Seine Bewohner fühlten sich als die erwählten Vorläufer gegen die Ungläubigen.

In dem hufeisenförmigen kleinen Hafen, der nur kleinen Schiffen zugänglich ist, entfaltet sich eins der malerischsten Bilder, das der nahe Osten bietet. Immer sind die Kais von einer bunten Menge erfüllt; Araber in Durnüssen, hoch gewachsene Neger, Türken und Soldaten der Schutzmächte mischen sich mit den schönen malerischen Gestalten der Kreter, und dazwischen begegnet man wildblühenden Albanesen, elegant gekleideten Griechen, rotjadigen Montenegrinern und Schiffern aus Malta. Das schlanke Minarett einer Moschee winkt aus einem Palmenhain und gemahnt daran, daß wir uns im Orient befinden. Auch die Hauptstadt der Insel Ranea zeigt mit ihren vielen Minarets einen orientalischen Charakter. Das eigentliche Herz des Landes aber sind die „weißen Berge“, und von ihnen aus ist der Sturmwind der Empörung stets herniedergebraust mit der reißenden Gewalt der Wasserfälle, die von den Felsen niederstürzen. Wer den Ritt wagt empur auf den rauhen Pfaden, wo die mageren Ponys nur mühsam den Weg finden und tiefe Abgründe zu beiden Seiten gähnen, der kennt erst die Seele Kretas und seiner Bewohner. Der Engländer Reginald Byron hat eine Zeitlang unter diesen Bergmenschen gelebt und das Hauptquartier der Aufständischen in den letzten Kämpfen gegen die Türken, das Felsenfest Therissos, besucht. Das Dorf liegt am oberen Ende einer langen, außerordentlich engen Schlucht, und es genügen einige wenige Männer, um den Zugang zu versperren, so daß keine Truppenmacht der Welt hier eindringen kann. Die Häuser, die an den Abhängen dicht zusammenliegen, sind meist einstöckig; unten Flüsse und Ställe; mit einer Leiter kriecht man in die dunklen Schlafräume empor. Um Luft zu schöpfen, steigt man hinauf zu den flachen Dächern, auf denen kleine Gärten angebracht sind. In Therissos, dem „heiligen Dorf“, halten die Aufständischen ihre Versammlungen. Neben den Bauern in ihren blauen Pluderhosen, groben Stiefeln und riesigen scharlachroten Fes stehen europäisch gekleidete Männer aus den gebildeten Kreisen, die das geistige Element der Bewegung bilden.

Aus dem Pflanzenleben.

Geschlechtsbeeinflussung bei der Pflanzengzeugung. Bei den meisten Pflanzen sind in den Blumen beide Geschlechter vereinigt. Es gibt aber auch viele Pflanzen, die in jeder Blume nur ein Geschlecht tragen. Diese eingeschlechtigen Blumen sitzen entweder als männliche und weibliche Blüten auf ein und derselben Pflanze, wie bei Linne, Erle, Haselnuß, oder jede Pflanze trägt nur ein Geschlecht. Im letzteren Falle spricht man dann von männlichen und weiblichen Pflanzen, so z. B. bei Weide, Pappel, Hanf, Bingelkraut, Hopfen.

Seit die Frage auftauchte, ob sich das Geschlecht eines werdenden Organismus beeinflussen läßt, hat man diese Frage auch im Pflanzenreich zu lösen versucht. Allein das Ergebnis war hier im allgemeinen ebenso negativ wie bei anderen Organismen auch. Nun will allerdings ein Professor der Lemberger Universität, der vor Jahren schon im Breslauer Botanischen Garten umfangreiche Versuche angestellt hat, herausgefunden haben, daß bei einer Bestäubung mit frischem Blütenstaub vorzugsweise männliche Pflanzen entstehen, während Bestäubung mit älterem Blütenstaub das weibliche Geschlecht begünstigt. Im ersten Falle entstanden bei einem Versuch 85 Proz. männliche Pflanzen; der zweite Fall brachte 92 Proz. weibliche Pflanzen.

Bei einem anderen Versuch ergab die Gruppe der mit frischem Blütenstaub gekreuzten Pflanzen 120 Samen, von denen 112 keimten; 106 davon zeigten später männliches Geschlecht. Die mit älterem Blütenstaub behandelte Gruppe brachte 95 Samen, aus denen 89 Pflanzen und zwar sämtlich weiblich hervorgingen. So oft die Versuche auch wiederholt wurden, stets wurde ein ähnliches Resultat erzielt.

Bevor jedoch aus diesem Ergebnis ein allgemein gültiges Gesetz abgeleitet werden kann, erscheint umfangreiche Nachprüfung auch an anderen Pflanzen — obige Versuche wurden am Hanf angestellt — dringend geboten.

Wemerkenswert ist der Umstand, daß das Zahlenverhältnis der männlichen Pflanzen zu den weiblichen den analogen Ziffern beim Menschen gleicht. Es ist bekannt, daß auf 100 Mädchenburten rund 106 Knabenburten kommen. Ähnlich ist es bei den eingeschlechtigen Pflanzen, so zählte beispielsweise ein Botaniker die Geschlechter bei 21 000 Pflanzen vom Bingelkraut. Das Ergebnis war, daß 100 weiblichen Pflanzen 106 männliche gegenüberstanden. Gleiche Zahlenverhältnisse konnten beim Hanf, Ampfer und Worn festgestellt werden.